

Peter Bichsel Die Jahres- zeiten



**suhrkamp
taschenbuch**

suhrkamp taschenbuch 2780

»Ich glaube«, sagt Peter Bichsel, »der Sinn der Literatur liegt nicht darin, daß Inhalte vermittelt werden, sondern darin, daß das Erzählen aufrechterhalten wird. Weil die Menschen Geschichten brauchen, um überleben zu können. Sie brauchen Modelle, mit denen sie sich ihr eigenes Leben erzählen können.« Von den Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten eines Modells erzählt Peter Bichsel in *Die Jahreszeiten*: Es geht um ein Haus, ein gewöhnliches Wohnhaus, und um die Menschen und Gegenstände darin. Der Autor nimmt das Inventar auf, und er erfindet eine Figur. Sie heißt Kieninger. Kieninger mietet in dem Haus ein Zimmer. Er wird immer wieder in die Geschichten des Hauses eingewoben, an ihm werden die Fakten und Ereignisse ausprobiert. Der Autor variiert die Welt, die er in den Geschichten darstellt, hinterfragt, demoliert und dementiert sie. Aber je mehr er den Prozeß seines Schreibens als Lügenhandwerk zu entlarven sucht, um so hartnäckiger erweist sich die Erfindung als wirklich. Kieninger beginnt zu leben.

Peter Bichsel, geboren 1935 in Luzern, lebt in Solothurn. Er war Mitglied der Gruppe 47, seit 1985 ist er korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt und Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Sein Werk erscheint im Suhrkamp Verlag.

Zuletzt erschienen *Der Busant. Von Trinkern, Polizisten und der schönen Magelone* (2021), *Auch der Esel hat eine Seele*. Frühe Texte und Kolumnen 1963-1971 (st 5004), *Über das Wetter reden*. Kolumnen 2012-2015 (st 4676), *Das ist schnell gesagt* (st 4294) und *Über Gott und die Welt*. Schriften zur Religion (st 4154).

Peter Bichsel
Die Jahreszeiten

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien erstmals 1967
im Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied



2. Auflage 2022

Erste Auflage 1997

suhrkamp taschenbuch 2780

© 1997, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Umschlagabbildung: Bruno Meier, Sursee

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-39280-5

www.suhrkamp.de

Die Jahreszeiten

I

Jemand sagte: »In diesem Haus könnte ich nicht wohnen, es ist so tomatenfarbig angestrichen.« Dagegen gibt es nichts zu sagen. Das Haus ist auch viel zu hoch, zu schmal oder zu hoch, der Garten zu klein.

Im Badezimmer nebenan ist eine Leitung leak, nun sickert das Wasser in die Mauer, und von der Wand des Zimmers blättert die Farbe.

Das begann vor einem Jahr.

Wir meldeten es dem Hausbesitzer und dem Installateur, wir melden es jede Woche, nächste Woche wieder. Dem Hausbesitzer kann es doch nicht gleichgültig sein, wenn sein Haus langsam zerbröckelt. Man könnte noch etwas tun. Wahrscheinlich muß man die ganze Wand herausbrechen.

Der größte Fleck liegt unter einem Bild. Vielleicht ist er schon morgen nicht mehr der größte, aber das Bild bleibt jetzt dort.

Das Zimmer hat Dachschräge, wir wohnen unter dem Dach. Das Zimmer hat keine Heizung, im Winter ist das Zimmer feucht. Vor einem Jahr war es noch das Zimmer der Kinder, aber es war zu feucht, wir konnten es ihnen nicht zumuten, sie waren oft erkältet.

Der Schreibtisch ist aus Eschenholz und hat auf der rechten Seite vier kleine Schubladen.

Das Zimmer hat ein Fenster. Im Dunst liegt der Berg.

Den Jura nennt man hier Berg. Man nimmt sich vor, auf den Berg zu gehen.

Das Zimmer liegt auf der Nordseite, der Schattenseite des Hauses. Das gegenüberliegende Haus steht im Licht. Die Nachbarn stehen auf den Balkonen. Die Silberpappel im Garten der Nachbarn wurde letztes Jahr gefällt.

Das Zimmer ist klein und vieleckig, in der Nische links vom Tisch steht ein Bett. Rechts vom Tisch die Tür, vor dem Tisch das Fenster, das gegen Norden gerichtet ist, das Zimmer liegt im westlichen Teil der Wohnung.

Das ist nicht wichtig.

Immerhin ist das Gefühl bekannt, daß, wenn man halb wach im Bett liegt, sich das Bett um 180 Grad drehen kann, die Wand plötzlich rechts ist, das Fenster hinter einem und die Tür links.

Ich mache die Augen auf, sehe die wirkliche Situation und erlebe eine zeitlos schnelle Drehbewegung um 180 Grad. Die Augen schließen, die Situation umstellen und das Bett wieder mühsam drehen.

Nach einigen Versuchen gelingt es nicht mehr, die Wirklichkeit zu verleugnen. Die Tatsache, daß das Zimmer im westlichen Teil der Wohnung liegt, die Tür rechts vom Liegenden und das Fenster zu seinen Füßen, ist wesentlich geworden.

Aber ich will das Zimmer beschreiben, auch wenn es mich nicht interessiert, also irgendwo beginnen.

Der spanische Wasserkrug.

Auf dem kleinen Kasten steht ein spanischer Wasserkrug aus weißem Ton, er hat die Form einer Glocke,

oben zwei Öffnungen, eine große runde zum Einfüllen und einen eichelförmigen Ausguß mit einem kleinen Loch. Man trägt den Krug an einem Ring, der zwischen diesen beiden Öffnungen befestigt ist.

Kieninger hat in Tarragona einen Wasserkrug gekauft.

Dazu noch zwei Bemerkungen:

Der Krug ist unlasirt und nicht völlig wasserdicht. Das hat seinen Grund. Ein kleiner Teil des Inhalts sickert langsam und ständig an die Oberfläche und verdunstet dort. Durch die Verdunstung wird Kälte frei – ich hoffe, daß das physikalisch richtig ist –, jedenfalls ist es so, daß diese Verdunstungskälte den Inhalt des Kruges kühl hält.

Der Krug ist beschrieben. Irgendein Krug, nicht mein Krug. Meiner ist nicht glockenförmig. Ich habe glockenförmig geschrieben, weil ich ihm nicht beigekommen bin, weil ich weiß, daß der Leser den Krug nicht kennt und den nehmen muß, den ich ihm biete, den glockenförmigen.

Oder man könnte wie Kieninger den Krug einer Zigeunerin in Tarragona abhandeln, eine Zigeunerin beschreiben, alte windgegerbte Haut, unter der viel Schönheit liegen muß, und ganz nebenbei der Frau einen Krug in die Hand geben. So ist er weder glockenförmig, noch unlasirt. Er ist jetzt Erinnerung, Olivenhaine, die rote Erde der Pyrenäen, Gitarren und Flamenco.

Es gibt aber eine bessere Geschichte, die von dem kleinen Mädchen, das seine sieben verschollenen Brüder suchen geht und das neben einem Ringlein als An-

denken an seine Eltern nichts anderes mitnimmt als einen Krug für wenn es Durst hat, einen Laib Brot für wenn es Hunger hat und ein Stühlchen für wenn es müde ist.

Die Stelle heißt genau so:

»Es nahm nichts mit als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.«

Alles dem Kieninger unterschieben:

Kieninger, Wiener, mietet sich in einem Vorort der Stadt ein Zimmer. Die Stadt gefällt ihm nicht, er hat den Eindruck, daß ihn alle begaffen, die Stadt ist zu klein, er vermißt die Cafés, den Ring, die Stadtbahn. Er hat sich den Ort auf der Landkarte gewählt. Einmal muß er in Spanien gewesen sein. Der Wasserkrug erinnert daran. Er handelte ihn einer Zigeunerin ab.

Gut –

er verliebte sich in Spanien in eine Engländerin. Anfänglich glaubte er, das sei nur, weil sie seiner Elfriede in Wien gleiche, dann war sie plötzlich mehr als Elfriede, das Grün ihrer Augen ein anderes Grün. Im kleinen Amphitheater vor Tarragona, unten am Meer, traf er sie.

Jedenfalls entschied sich Kieninger, nicht gleich nach Wien zurückzufahren. Er muß Zeit gewinnen, Ruhe haben. Er besitzt die Adresse der Engländerin. »Du wirst mir nicht schreiben«, hatte sie gesagt. Kieninger schrieb Elfriede, daß er jetzt hier wohne, ein Zimmer gemietet habe, mehr nicht.

Er sitzt an seinem Pult, schreibt einen Brief nach Wien. Ich sitze an einem kleinen Pult, genaue Maße 98 auf 53 Zentimeter, Höhe 73 Zentimeter, hell lackiert. Ich bin der, der das schreibt. Ich versuche, nicht von mir zu schreiben, sondern von Tisch, Zimmer, Haus und Straße. Kürzlich wurde sie asphaltiert.

Ich schreibe Wahrscheinliches.

Unwahrscheinlich ist, daß mir mein sechsjähriger Sohn einen Mammutzahn brachte, den er im Garten ausgegraben hatte. Es muß etwas anderes sein, aber es sieht aus wie ein Mammutzahn. Ich bin verheiratet.

Es kommen Briefe an, sie liegen auf dem Bett, auf dem Tisch, sie fallen zu Boden, die alten liegen unter den neuen.

Sie sollten beantwortet werden.

Es werden Briefe geschrieben, Briefe gehn weg. Es wird auf Briefe gewartet.

Der Briefträger kommt um 11 und um 4. Manchmal auch erst um 12 und um 5. Zwei Gänge täglich zum Briefkasten.

Mittags sind wenigstens Zeitungen da, freitags Drucksachen. Briefe werden schnell aufgerissen, schnell gelesen, selten ein zweites Mal gelesen. Es kommen Briefe aus dem Ausland. Der Nachbar grüßt aus den Ferien. Die Briefe verändern hier nichts, immer noch die zwei kleinen Büchergestelle, der kleine Schrank, der große Schrank, der Schreibtisch und das Bild, nachts eine Leuchtschrift im Fenster, sie ist weit weg, »U..LZE ...«, darunter ein erleuchtetes Fenster, der Rest schwarz.

Ich drehe mein Licht aus. Jetzt hat es mehr Lichter im Fenster, entfernte Straßenlampen, und die Fassade des Nachbarhauses löst sich aus dem Dunkel.

Oder Briefe aus Wien.

Kieninger erwartet Briefe aus Wien. Er hat Elfriede geschrieben, daß er jetzt hier wohne, ein Zimmer gemietet habe, mehr nicht.

Die Vorfenster sind noch eingehängt. Doppelverglasung ist weniger umständlich, aber 1927 hatten die Häuser meist noch Vorfenster, die man im Herbst vom Dachboden holt und einhängt, die man im Frühling wieder aushängt und auf den Dachboden trägt.

Die Nachbarn achten genau darauf.

Die Nachbarn stehn auf den Balkonen.

Aber dieses Jahr haben wir den Übergang vom Winter zum Frühling und dann vom Frühling zum Sommer verpaßt. Wir haben den Übergang nicht erkannt. Als wir glaubten, es sei Frühling, wurde es wieder kalt, und wir mußten heizen. Der Sommer begann mit Regen.

Jetzt ist es heiß, und die Vorfenster sind noch eingehängt. Jetzt ist es zu spät, sie auszuhängen. Wenn wir es jetzt tun, wird den Nachbarn auffallen, daß wir es noch nicht getan haben.

Aber die Fenster ärgern uns. Wir sprechen nicht davon. Bald wird es wieder Herbst.

Ich hasse das Geräusch des Windes in der Wohnung. Ich will, daß die Fenster geschlossen werden. Ich will, daß die Zimmertüren geschlossen werden, ich will die Wohnung in einzelne Räume unterteilt haben.

Kurz nach Genf, die Weinberge grün, das Blau des Genfersees, die Sonne. Zwischen See und Weinberg der Zug. Kieninger steht am Fenster. Die Fahrt durch Frankreich war mühsam, schlaflose Nacht, oder hatte er doch geschlafen, irgendwo sah er Fabrikschlote, ein Feuer. In Lyon stiegen Leute ein; als er erwachte, war der Franzose nicht mehr da.

Noch ein Tag und eine Nacht bis Wien.

In Zürich wird er aussteigen, die Nacht verbringen. Elfriede hat ihm die Adresse von Freunden mitgegeben.

Die Freunde werden ihn nach Elfriede fragen.

Er erträgt das nicht.

Er wird in einer Pension wohnen.

Oder unterwegs irgendwo aussteigen.

Der letzte Zug nach dem Vorort. Der Zug mit den Betrunknen, mit den vergessenen Gegenständen, mit denen, die den vorhergehenden Zug verpaßten, der Zug mit dem freundlichen Kondukteur, Abfahrt kurz nach zwölf.

Der Bahnhof im übrigen leer. Jemand rennt noch die Treppe hoch, man wartet. Wie er sieht, daß man wartet, geht er langsamer, steigt ein.

Der Vorstand hat keine Kelle, keine Pfeife, fast leise, fast privat sagt er zum Lokomotivführer: »Abfahren.«

Der Lokomotivführer sagt: »Gute Nacht«, nimmt seinen Kopf zurück in die Kabine, jetzt bewegt sich der Zug.

Der Kondukteur sagt zum Vorstand: »Gute Nacht«, dann setzt er den einen Fuß auf das Trittbrett, läßt ihn ein Stück weit fahren, zieht den andern Fuß nach, steigt in den Wagen und zieht die Tür hinter sich zu.

Vielleicht, daß die Geräusche doch auch zum Zimmer gehören, ein vorbeifliegendes Flugzeug, Matthias, der im Nebenzimmer Eisenbahn spielt, Geräusche vom Geschirrspülen, mittags und abends Kirchenglocken, eine Eisenbahn, der Zug aus Olten, Ankunft 17 Uhr 04.

Jetzt wirklich auch Teppichklopfen und wieder die Vögel, eine Wasserleitung. Die Stimme von Matthias, der die Mutter fragt: »Was ist das, ein Sattelschlepper?«

Jetzt Ruhe, nur noch die Wasserleitung.

Keine Lust zu beschreiben, Kieninger abgeschrieben. Kieninger taugt zu nichts. Ich will keine Leute in meinem Zimmer. Die Wolken am blauen Himmel sehen aus wie mit einem Gelbfilter fotografiert. Ich höre die Schläge eines Handwerkers. Im Schulbuch wären es die Schläge der Drescher oder die Schläge des Küfers, der die Ringe ans Faß schlägt.

Ich erwähne doch noch den Spiegel – Biedermeier vielleicht –, beim Trödler gekauft, oval, schwarzer Rahmen mit Goldrand.

Im Spiegel sehe ich mich.

Am 17. Februar 1927 reichten Bauherr und Architekt ein Gesuch zur Errichtung eines Dreifamilienhauses ein. Beilagen: Grundriß, Keller, Parterre, erster, zweiter Stock und Dachstock, 4 Fassaden, ein Querschnitt und eine Situation. Dazu eine kurze Beschreibung der beabsichtigten Baute: »Im Kellergeschoß befinden sich 4 Obstkeller, Waschküche, Zentralheizung und Kohlenraum und eine Garage. Parterre, erster, zweiter Stock und Dachstock enthalten je eine Vierzimmerwohnung mit Küche, Bad und WC. Die Kellerumfassungsmauern sind aus 37 cm Beton vorgesehen. Die Parterreumfassungsmauern sind aus 32 cm Backsteinen, diejenigen der übrigen Geschosse aus 30 cm Backsteinen vorgesehen. Das Dach wird mit dunkelengobierten Doppelfalzziegeln eingedeckt.«

(Engobieren heißt: Tonwaren mit einem feinen Ton-schlamm begießen, um ihnen nach dem Brennen eine gleichmäßige, auch farbige Oberfläche zu geben.)

Man machte Berechnungen, kubische, statische und finanzielle – also denn ohne Zentralheizung. Verhandlungen mit der Bank, Verhandlungen, Berechnungen, Baubesichtigungen, ein schreiender Polier, ihm lag das Haus am Herzen, er liebte Mauern, schön gefugte Mauern, er maß mit dem Senkblei, mit der Spanne seiner Hand, mit der Wasserwaage, mit senkrecht und waagrecht gehaltenem Daumen, und er ließ nur Hamburgerkellen zu. Wer die nicht führen kann, gehört nicht auf den Bau.

Walmdächer geben dem Bau eine selbständige Note und machen die Behäbigkeit der Bauernhäuser aus.

Der Zimmermann schlug dem Architekten vor, einen doppelt liegenden Stuhl, ein Pfettendach aufzurichten, eine Konstruktion ohne Pfosten. Er mache das gern, sagte er, es gebe etwas zu denken dabei und nicht jeder könne es.

Ein Pfettendach hat den Vorteil, daß durch das Einfügen der Pfetten am First, in der Mitte und am Fuß die Lage der Sparren nicht vom Balken abhängig ist. Sparren nennt man die schräg liegenden Hölzer, die dem Dach die äußere Form geben.

Der Architekt ließ die Konstruktion statisch berechnen. Darauf gebe er nicht viel, sagte der Zimmermann, mit dem Kopf allein habe noch keiner ein Dach aufgerichtet, aber ihm solle es recht sein, es sollte ihn wundern, wenn einer seinen Plänen was anhaben könne.

Das Haus widersteht dem Regen. Gegenwärtig dem Regen des 27. Mai. Man findet in unserer Gegend Ziegel der elften römischen Legion, beim Aushub für ein Haus in der Innenstadt oder beim Nationalstraßenbau.

Ziegel sind das beste für die Bedachung eines Hauses, dabei sind sie nur lose untereinandergeschoben und an die Dachlatten gehängt. Wenn der Käfer nicht im Dachstuhl ist, kann ein Dach alles überdauern. Man kann Vertrauen haben zu den Ziegeln. Sie heißen dunkelengobierte Doppelfalzziegel.

Hausbock, Zimmermannsbock, Klopfkäfer bedrohen den Dachstuhl. Pochkäfer, Blauer Scheibenbock, Veränderlicher Scheibenbock, Pappelbock, Duster

Bock, Zangenbock, Körnerbock und Riesenholzwespe sind seltener.

Alljährlich bringt die Post das Schreiben einer Holzkonservierungsfirma mit angehängter Rückantwortkarte. Wir untersuchen kostenlos ihren Dachstuhl. Statistiken sagen, daß in gewissen Gegenden bis zu 70 Prozent der Häuser vom Hausbock befallen sind. Für den Laien nicht sichtbar frißt sich die Larve des Hausbocks, die eine Lebensdauer zwischen 3 und 10 Jahren hat, durch die Hölzer des Dachstuhls, sie vermeidet dabei die Oberfläche des Holzes, nur die Fluglöcher, durch die der ausgewachsene Käfer das Holz verläßt, sind sichtbar.

Der Hausbock kann den Dachstuhl zum Einstürzen bringen. Wir können nichts tun dagegen, es ist nicht unser Haus. Der Besitzer wird den Dachstuhl nicht untersuchen lassen, und wir wohnen unter seinem Dach. Ich habe das Holz abgeklopft. Es soll dumpf klingen, wenn der Käfer drin ist. Ich habe nach Fluglöchern gesucht.

Oder wie Herr Glauser den Mailänderdom, den er nur von Plänen und Ansichtskarten kennt, maßstäblich genau mit zusammengeleimten Streichhölzern rekonstruieren. In fünfzig Jahren eine kleine Notiz im Lokalblatt. Wie viele Arbeitsstunden, wie viele Jahre, wieviel Streichhölzer, Bäume, Sorgfalt, Ausdauer. Fügte man die Hölzchen in einer Reihe aneinander, reichten sie von da bis da oder umkreisten die Erde, oder gar mehrmals. In einer Geschichte stirbt er nach Vollendung des Doms, oder der Dom geht in Flammen auf.

Glauser macht eine Reise nach Mailand, erblickt vor dem Original und kommt sich ganz klein vor unter den Türmen.

Oder das Original stürzt ein.

Oder fünfzig Jahre lang jeden Frühling den Föhn ertragen. Herr Glauser lebt in der Waschküche und klebt. Es ist noch schlimmer, als einen richtigen Mailänderdom bauen.

Die Zeitungsmeldung endet mit dem Hinweis, daß man von Streichholzfabriken Hölzchen ohne Schwefelkopf beziehen könne.

Sie ist geplatzt, wir meldeten es jede Woche. Ich bin froh, daß es endlich so weit ist. Jetzt muß sie repariert werden. Uns wäre es gar nicht aufgefallen, aber der Fleck an der Decke des Badezimmers im zweiten Stock wurde größer, und es begann zu tropfen. Sie sagten es uns. Sie waren sehr aufgeregt, und wir waren aufgeregt und suchten den Haupthahn im Keller und riefen den Spengler an. Er war nicht zu Hause. Er kommt, sobald er zurück ist, schließen Sie den Haupthahn.

Ohne Zentralheizung sei die Verwendung von Ölfarbe im Treppenhaus nicht ratsam, sagte der Maler. Wenn das Treppenhaus im Winter nicht genügend durchwärmt werden könne, bilde sich bei Witterungsumschlägen Schweißwasser, das vom Ölfilm nicht absorbiert werde und an den Wänden herunterlaufe. Das Treppenhaus müsse mit Mineralfarben, Kaseinfarben, eventuell mit Emulsionsfarbe behandelt werden. Letztere stelle er selbst mit Pflanzenleim und einem Zusatz von Firnis her.

Die Hauseingänge und Treppenhäuser müssen, obwohl es sich um rein sachliche Räume handelt, repräsentativ wirken. Die Werkarbeit, so sagte der Maler – er zitierte aus Kochs Großem Malerhandbuch –, die Werkarbeit bestimmt den Gesamteindruck des Hauses und gibt jedem, der es betritt, Kunde von der Leistungsfähigkeit unseres Berufes in geschmacklicher und technischer Beziehung. Gerade diese Räume werden in Mietshäusern von vielen Menschen benutzt. Oft kann man aber auch die Feststellung machen, daß leider noch sehr wenig geschieht, um eine sinnvolle Repräsentation dieser Räume zu erreichen. Durch freundlich heitere, auf keinen Fall düstere Stimmungen, mit oder ohne Betonung des praktischen Farbsockels, die Flächen eventuell mittels einer Flächenbelebungs-technik interessant gestaltet, horizontalen oder auch vertikalen Wandteilungen mit harmonischer, aber gegensätzlicher Betonung des Holzwerks, lassen sich recht gute Wirkungen erzielen. Die Farbe ist kein toter Baustoff, sie führt eine beredte Sprache zu jedem – das sagte der Maler, und – damit eine kommende Generation durch eine charaktervolle Werkarbeit erfährt, daß wir in ehrlichem Anpassungswillen bestrebt waren, nicht nur den zeitlichen Verhältnissen zu dienen, sondern auch nach neuem Ausdruck gerungen haben.

Wenn die Wände des Treppenhauses schwitzen, schlägt das Wetter um. Das ist ein zuverlässiges Zeichen, und mittags hängen die Gerüche des Kochens an der weinroten Farbe. Die Tünche über dem Sockel ist unansehnlich geworden.

Mit seinem Vorschlag, Kaseinfarben zu verwenden,